

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schindel, Robert
Der Kalte

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4503
978-3-518-46503-5

suhrkamp taschenbuch 4503

Österreich in den »Waldheimjahren«: Während der Skandal um den neuen Staatspräsidenten auf den Höhepunkt zutreibt, streift der Spanienveteran und KZ-Überlebende Edmund Fraul ruhelos durch Wien: Dem Lager nie entkommen, bis ins Mark kalt, kann er Gefühle nicht äußern, ja nicht einmal spüren. Bis er auf seinen Wanderungen durch Wien einem ehemaligen KZ-Aufseher begegnet und mit ihm ins Gespräch kommt: über Auschwitz. Robert Schindel führt uns nach *Gebürtig* erneut in den Wiener Kosmos: in eine Welt politischer, künstlerischer und menschlicher Feindschaften und Zerreißproben, in ein Geflecht von Tragödien und Liebesgeschichten, die so gut glücklich enden können wie tödlich.

Figurenreich, weltstädtisch, kämpferisch ist dieser Roman, sanft und von großer sprachlicher Schönheit – und getragen von der Hoffnung, dass Wärme und Lebendigkeit einer neuen Zeit in die erkalteten Beziehungen von einst zurückkehren.

Robert Schindel, geboren 1944 in Bad Hall bei Linz, ist Lyriker, Autor und Regisseur. Ausgezeichnet wurde er mit vielen Literaturpreisen.

Robert Schindel
Der Kalte

Roman

Suhrkamp

Für Theresia Ritter

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4503

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Göllner, Michels

Umschlagzeichnung Emma Rendl-Denk

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46503-5

Der Kalte

Manchmal werde ich der Stille gewahr,
die mich umgibt.
Wie ein Tier,
das nachts plötzlich aufhorcht,
von keiner direkten Gefahr,
sondern von der eigenen Vorsicht aufgeschreckt,
um sich gleichsam zu vergewissern,
dass es ruhig weiterschlafen kann.
Diese Ruhe gleicht jedoch dem Aufschub eines Urteils,
das bereits irgend jemand irgendwo
über mich gefällt hat
und das etwa so lautet:
»Wozu ihn töten?
Er geht auch von selbst zugrunde.«

Imre Kertész: Galeerentagebuch

Erstes Kapitel

(Als ob)

1.

Der Sturm wurde heftiger. Das Laub sauste und kreiselte, die Wolken rollten mit Tempo in den Westen, da und dort fielen Ziegel auf die Gehsteige. Der Bettler Ecke Kärntner Straße und Himmelpfortgasse, der als Krüppel vor seinem Hut gesessen war, sprang auf und lief diesem hinterher, den der Sturm zum Stock-im-Eisen-Platz trieb. Auch Edmund Fraul, der eben über die Salztorbrücke ging, wurde der Hut vom Kopf gerissen. Schon schwamm der im Donaukanal und unter der Brücke weg. Fraul, vornübergebeugt, ging weiter, das schlohweiße volle Haar in alle Richtungen.

Er überquerte den Kai. Die grünbärtige Ruprechtskirche sah älter aus, als sie war, bedrückt ließ sie auch diesen Sturm über sich ergehen, der Sand der Baustelle neben ihr wirbelte um sie herum, Fraul bog in die Rotenturmstraße ein. Auf dem Stephansplatz, ohnehin der windigste Platz der Stadt, wurde der Sturm geradezu unerträglich. Rechts in der Brandstätte ließ der Druck etwas nach. Fraul ging rasch und wusste mit einem Mal, dass ihm von den Häusern, an denen er entlangelte, Unheil drohte. Konnte es sein, dass hinter den Fenstern Leute lauerten, die ihm vierzig Jahre später noch nach dem Leben trachteten? Er schaute rasch links und rechts zu den Scheiben hinauf. Als er in den Tuchlauben eintraf, zerriss der Sturm die Wolken über ihm, sodass die Novembersonne jäh den Straßenzug aufhellte; einen Moment ließ der Sturm ganz nach, dann trieb er Edmund Fraul ins Café Korb.

Damals hob ich den Blick, legte die Zeitung weg, stand auf,

um Fraul zu begrüßen. Er gab mir die Hand; ein abschätziges Lächeln, das ich für ein freundliches nahm, und schon ging er seinen Mantel ausziehen und an den Haken hängen. Nachdem er eine Melange bestellt hatte, begannen wir miteinander zu reden. Nach zwei Stunden verabschiedeten wir uns, ich packte meine Notizen zusammen, er winkte mir nochmals zu. Kaum war er bei der Tür draußen, eilte ich ihm nach, denn ich wollte ihm noch in den Rücken schauen, seinen Gang beobachten. Doch neben mir stand bereits der Ober, ich zahlte und verlangte eine Rechnung.

Auf dem Weg zum nächsten Interview sah ich den Alten nochmals. Er verließ ein Hutgeschäft und kam mir entgegen. Bevor er mich hätte bemerken können, blieb er vor einer spiegelnden Auslage stehen und betrachtete den Hut auf seinem Kopf. Ich ging hinter seinem Rücken vorbei, und wir entfernten uns voneinander. Die Kraft des Sturmes schien gebrochen, der Tag wurde noch sonnig und mild.

Fraul schlenderte nach Hause. Inzwischen war es drei Uhr geworden. Gelegentlich blieb er vor den Auslagen stehen. Sein Atem ging ruhig.

Ein höflicher junger Mann, dieser Apolloner, dachte er. Nett. Hat sich informiert, hat mein Auschwitzbuch gelesen, allerhand. Was wird er sein? Dreißig? Was war sein Vater? Hitlerjunge oder schon SA?

Der Bettler Ecke Rotenturmstraße und Fleischmarkt schaute stumpf vor sich hin, als Fraul vorbeiging. Was will der Fechter, dem gehts doch gut. Er unterbrach diesen Gedanken, schaute über die Schulter zu dem Bettler zurück. Ein Kleiderhaufen auf dem Erdboden, aus dem ein zerrupfter Kopf herausgewachsen war. Fraul blieb stehen. Im Umdrehen holte er sein Portemonnaie unterm Mantel aus der Ge-

säßtasche, entnahm einen Zwanzigschillingschein, ging zurück, bückte sich und legte ihn dem Bettler in den Hut.

»Donge«, flüsterte der, ohne die Kopfhaltung zu verändern. Edmund Fraul setzte seinen Weg fort. Daheim angekommen, nahm er am Küchentisch Platz.

»Kaffee?«, fragte seine Frau.

»Noch nicht, danke.« Er schaute zum Fenster hinaus und auf den wolkenlosen Himmel.

»Wie war das Interview?«, fragte Rosa und machte sich an die Zubereitung ihres Kaffees.

»Wie immer.«

»Wann kommt es?«

»Es wird schon kommen.«

Sie schwiegen. Rosa trank Kaffee. Schließlich stand Fraul auf, ging ins Schlafzimmer und legte sich aufs Bett. Sie blieb in der Küche sitzen. Es dämmerte, sie machte Licht. Gedanken sind ihr viele durch den Kopf gegangen. Wie zu-
meist hielt sie sie nicht fest. Als sie seine Schreie vernahm, kam sie rasch ins Schlafzimmer und weckte ihn auf. Er lächelte leise, ging ins Bad und wusch sich sein Gesicht ab.

»Vergiss nicht, Karel kommt heute«, sagte sie ins Bad hinein.

»Hm.«

Edmund blieb heute zu Hause. Sein Sohn würde kommen. Schauspieler hat er werden müssen. Verdient Geld, indem er so tut als ob.

»Wer hat dir den neuen Hut geschenkt, Edmund?«

»Keiner.«

Heute, vierter November fünfundachtzig, hatte Fraul seinen sechsendsechzigsten Geburtstag. Er saß im Wohnzimmer, seine Frau kochte. Während er auf seinen Sohn wartete, las er im Mahnruf, der Zeitung des KZ-Verbandes. Die Todesanzeigen studierend, rief er Namen zur Küche.

Rosa rief, wenn sie einen Namen trotz der Küchengeräusche verstand, »ich weiß« zurück.

2.

Karl erschien um sieben. Er übergab dem Vater sein Geschenk, setzte sich zu Tisch und betrachtete Frauls Gesicht, als der das Papier entfernte. Edmund schaute auf den Einband des Buches, ein Schauspielführer, lächelte schwach zu seinem Sohn hinüber, stand auf und legte es auf den Fernsehapparat. Rosa trug den Tafelspitz herein. So saßen die drei beisammen. Nach dem Essen tranken sie Cognac, und der Sohn verabschiedete sich.

Seit dieser Saison war Karl Fraul der angehende Jungstar des Burgtheaters. Er hatte einst das Reinhardtseminar absolviert, wurde hernach von Direktor Schönn ans Haus geholt. Dort ging er gelegentlich auf der Bühne hinten hin und her, indes sich einige Meter vor ihm die großen Szenen ereigneten. Es verdross ihn, von der Astrid von Gehlen bloß stets den Hintern zu sehen und vom alten Bonker, dieser Schauspielerlegende, die rötliche Glatze. Er begann sich in der Kantine entsprechend zu gerieren, betrat sie etwa mit dem Satz: »Herr von Posa, kann auch der Feldkurat sein, folgt mir auf dem Fuß«, verabschiedete sich mit »die Pferderln san gesattelt«. Während er seine Gspritzten trank, hielt er Lobreden auf eine geheimnisvolle, aber mächtige Statistengewerkschaft, die ihm so hohe Gagen erkämpft hatte fürs »Umananderstehn«, zitierte ständig den in Wien ohnehin bekannten Qualtingersketch vom vierten und siebten Zwerg und ging den andern Gauklern auf die Nerven.

»Hören Sie, Fraul«, schnarrte ihn gelegentlich Karl-Heinz

Bonker an, »Ehrgeiz ist ja in Ordnung, aber müssen Sie ihn unentwegt auf der Trompete blasen, noch dazu so dicht bei meinen Ohren?«

»Mit vollen Hosen ist leicht stinken«, antwortete ihm Karl unbekümmert, und in der Kantine lachten sie etwas.

»Ach wat«, murrte Bonker ins Gelächter hinein, »ick hab ooch of kleeneren Häusern zu gaukeln begonnen.«

»Mir fehlt wohl die Provinz?«

»Sie sagen es.« Karl Fraul stand auf.

»Der Fraul ist abgereist. Er ist per Zug nach Graz.« Er zahlte, ging und ließ sich, als sei es kein Scherz gewesen, nach Graz engagieren. Er erhielt große Rollen und hatte Erfolg. Also holte ihn Schönn nach zwei Jahren wieder ans Haus zurück.

Nun probte er den Malcolm, unter der Regie von Dietger Schönn selbst. Nun konnte er der Astrid von Gehlen ins Gesicht schauen, sie spielte die Lady Macbeth. Macbeth wurde von Felix Dauendin gegeben, dem großen Star, den sich Schönn ebenso wie Bonker und die Gehlen und noch einige andere aus Deutschland mitgenommen hatte.

Nachdem er den Geburtstagsbesuch hinter sich gebracht hatte, erleichtert, wieder aus dem Haus zu sein, ging er ins Pick Up, stellte sich an die vordere Theke.

Ich sah ihm zu, wie er die Wodkas zwitscherte. Dabei blieb ich als Zuhörerin im Schatten des Lyrikers Paul Hirschfeld, der mir mit heftigen Armbewegungen und mit vom Alkohol aufgerauter Stimme zum dritten Mal erzählte, wie er in Hamburg beim Verlag mit seinen Gedichten angekommen war. Ich kanns diesem nervösen Mittvierziger nachfühlen, an dessen Buchveröffentlichung in Wien keiner mehr glaubte, der es selber nicht fassen kann. Wieder und wieder, als wäre er der einzige Überlebende einer

Schlacht, vergegenwärtigte er sich und uns allen dieses Standhalten.

»Eine Standhalterei, Judith«, sagte er, sei es gewesen, durch Jahrzehnte hindurch hätte er standgehalten. Alle Jobs habe er bloß nebenbei gemacht, das Studium nebenbei, von nichts, auch nicht vom Journalismus habe er sich assimilieren lassen. Poesie hätte er gemacht, sie gelebt, sie sei das Wichtigste, wichtiger als die Liebe, das Geld, die Macht, »ach was, ich habe standgehalten, und da bin ich.« Ich nickte ihm freundlich zu, ich wollte als Erste überhaupt knapp vor Erscheinen seines Buches ein Porträt über ihn machen. Er versprach.

Roman Apolloner kam herein, Hirschfeld trat einen Schritt zurück, und Karl Fraul bekam mich zu sehen. Er löste sich von der Bar und ging zu mir her.

»Weißt du, was du bist, Zischka«, schrie er, »eine Schasstrommel bist du!«

»So? Bin ich das?« Eigentlich wollte ich davonlaufen, sofort, denn plötzlich waren Dutzende Männeraugen auf mich gerichtet. Ich hielt mich, weil es gerade da war, am Wort »standhalten« fest, das mich sogleich wie in einem gebröckelten Fußboden an den Knöcheln einklemmte, da weil ich die Wodkaschwaden ins Gesicht getrieben bekam.

»Diese Brunzbuschn«, brüllte Fraul und wandte sich an Apolloner, an Hirschfeld und den Rest der Welt, »hat sich über mich ausgeschissen ...«

»Fraul«, unterbrach ihn Apolloner, griff ihm auf die Schulter und tätschelte sie.

»Wenns wahr ist. Die soll hier nicht rumstinken. Wenn du kein Weib wärst, hättest dir jetzt ein paar Oaschritte eingefangen, dass d'...«

»Ruhig, Karel«, sagte Hirschfeld, nahm seine andere Schul-

ter, und beide Männer führten ihn zu seinem Wodka zurück. Ich verzog mein Gesicht in der Hoffnung, dass dies beim Publikum als Lächeln durchging, durchquerte den Raum und setzte mich zu einem Nischentisch. Wenn der Lechner die Rezension geschrieben hätte, dachte ich mir, wäre der Arsch jetzt sooo klein. Am Nebentisch saß Emanuel Katz und unterhielt sich mit einer Freundin von Apolloner, aus Tirol wie Roman, der mir alsogleich auf dem Fuß folgte und zum Nachbartisch ging. Er zwinkerte mir zu, und Katz begann mich zu sich zu winken. Ich wollte mich nicht dazusetzen, nichts wie weg wollte ich, aber nun musste ich doch eine Weile hier rumhängen, und ich setzte mich zu ihnen hinüber.

»Sein Vater ist anders«, sagte Apolloner.

»Das glaube ich«, sagte Katz. »Sein Auschwitzbuch ist das Beste, was es gibt, und ich kenne viele.«

»Grad heute hab ich ihn interviewt.« Apolloner schaute sich nach einem Kellner um, während er redete. »Ein bescheidener alter Herr. Ruhig und total cool erzählt er von den grauenhaftesten Dingen. Als wärs, ich weiß auch nicht, als wärs alltäglich oder so.«

»Diese Zischka«, hörten wir den Fraul brüllen, denn er brüllte an Hirschfelds Ohren vorbei zu uns herüber, »keine Ahnung von Tuten und Blasen, das heißt vom Blasen schon bei ihrem Chef.«

Das Gegröle wurde aber allmählich von beschwichtigendem Gemurmel zugedeckt und eingeschlossen, denn Hirschfeld, der Bursche hinter der Theke und noch ein paar Umstehende redeten auf ihn ein.

»Bring mir ein Viertel Weiß«, rief Apolloner dem vorbeilaufenden Kellner nach. Der blieb stehen, und ich bestellte ein Achtel Rot und begann mich mit Katz zu unterhalten. Emanuel versuchte seit Jahren ein Buch zu schreiben, ar-

beitete in einer Bank und lief in seiner Freizeit den Frauen nach.

»Was macht dein Roman?«

»Heute«, antwortete er und hob sein Glas, »hab ich ihn endgültig aufgegeben.« Er trank seinen Wein aus, zündete sich eine Zigarette an und starrte mir ins Gesicht. »Ich hab ihn verbrannt, Judith«, flüsterte er. »Eingeäschert.«

»Schade.«

»Ist nicht schade. Ist vortrefflich. Ich muss mich nun um mich selber kümmern. Als junger Vollwaise muss ich jetzt rasch erwachsen werden«, er lachte. Dazu sagte ich gar nichts, schaute rüber zu Apolloner und Freundin, die sich in ihrem hartkehligen Dialekt unterhielten. Das Achtel austrinkend, wollte ich zahlen.

»Das zahle ich«, sagte Katz und schaute mir lachend in die Augen. Mir war flau im Magen, auch musste ich ja wieder an diesem Fraul vorbei.

»Jetzt muss ich an Karl vorbei«, sagte ich zu Katz. Er nickte.

»Seit er an der Burg ist, schwillt ihm ständig der Kamm. Aber der wird schon noch. Lass es gut sein. Gehen wir.«

»Ja?« Nachdem ich unschlüssig aufgestanden war, legte er mir den Mantel um die Schultern, gab mir einen Schubs.

»Ich lass ihn eh«, antwortete ich im Hinausgehen, steif an Karl Fraul vorüber, und der bemerkte mich nicht. Auf der Gasse musste ich losheulen. Katz schaute gutmütig zu mir herauf, hakte sich ein und zog mich vom Pick Up weg. Bei ihm angekommen, hatte ich nichts dagegen, doch musste ich immer wieder weinen und weinte auch bereits wegen des ständigen Weinenmüssens, sodass Emanuel mich bloß in den Armen hielt und mein Haar und meinen Rücken streichelte. Endlich war ich so eingeschlafen.

Drei Tage nach seinem Geburtstag musste Edmund Fraul wiederum auf ein Begräbnis. Der alte Freund Bobby Heller war an seinem Blasenkrebs endlich gestorben. Die letzten Wochen war Fraul etliche Mal im Rudolfspital gewesen und hatte der inneren Auflösung des um vier Jahre Älteren zugesehen. Gelegentlich war Rosa mitgekommen, sie standen zusammen mit Bobbys Frau um sein Bett herum und schauten auf den Kranken hinunter.

Bobby war ein tapferer Kerl gewesen. Nicht nur am Ebro bei der Elften Internationalen Brigade Spaniens in der Maschinengewehrkompanie war er unerschrocken gewesen, auch seinen weiteren Weg durch die französischen Internierungslager nach Dachau, Auschwitz und Flossenbürg war er mutig und mit für ihn charakteristischer Bärbeißigkeit gegangen. Diese Krankheit aber widerte ihn an. Er musste Windeln tragen, magerte ab, und es ließ ihn keiner sterben.

»Es papperlt mich an, Edmund. Wo bleibt der Kwikwi?«

»Er steht eh schon in der Tür, Bobby.«

»Hoffentlich. Was dem Höß nicht gelungen ist, schafft dieses Viecherl da. Ich werde noch zum Muselmann.«

»Nie, Bobby«, antwortete Fraul heiter. »Bis zum Schluss nicht. Nicht du.«

»Me cago en Dios, Bub.«

Edmund drückte ihm die Hand, denn gleich nach dem Fluch war Heller in eine von diesen flüchtigen Schlumereien geglitten, denen man nicht ansah, wohin sie einen brachten.

Fraul ging zum Kasten, holte seinen Begräbnisanzug hervor und fuhr mit seiner Frau zum Krematorium. Dort war die überlebende alte Garde angetreten: Spaniaken, der KZ-

Verband im Allgemeinen, die Auschwitz-Lagergemeinschaft, die Reste der Kommunistischen Partei mit ihrem Nekrologredner, denn im Gegensatz zu Fraul war Heller nie aus der KPÖ ausgetreten. Die Menschen begrüßten einander, nickten nach links und nach rechts den hierauf rechts und links Zurücknickenden zu und schwiegen. Sie trafen einander hier häufig. Wenigstens ein Mal im Monat verabschiedete sich einer von ihnen – in den Wintermonaten gleich mehrere, gelegentlich sogar zwei an einem Tag.

Der Nekrologredner Heini Hochnosterer, ein drahtiger Mittsiebziger, selbst in Spanien und in den Lagern gewesen, schien aus dem Hinscheiden der Genossen zusätzlich Lebenskraft zu beziehen; von Verbrennung zu Verbrennung verjüngte er sich, ein heimlicher Triumph restlichen Überlebens füllte seine Brust, und das so angereicherte Blut verlieh ihm anscheinend die muskeldurchsetzte Befedertheit, mit der er vor die alte Garde trat.

Edmund und Rosa saßen mittendrin in den Bankreihen, denn obwohl sie mit Bobby und seiner Frau eng befreundet waren, ergab das Zeremoniell, dass der allerengste Freund die Partei war. Deren Funktionäre flankierten die Witwe, leiteten und lenkten die ersten Schritte des Gedenkens an Robert Heller. Während Hochnosterer redete, fuhren Edmunds Gedanken weg. Sie sickerten zurück in die Schuschniggzeit und holten von dort die Bilder vom jungen Bobby in die Feuerhalle.

Dass ich nichts empfinde. Wie wichtig war er mir. Mit ihm nach Spanien, ich noch nicht achtzehn. Wie mein Bruder, mein Freund, immer der Bobby. Nun ist er halt fort, da vorn im Holztaxi. Was redet der Hochnosterer von Guadalajara? Zu Guadalajara sind wir zu spät gekommen, du Depp. Das Hin und Her vor Teruel. Tagsüber eingekesselt,

nachts durchgebrochen, immer wieder. Und der Brauneis Ferdl zwischen den Linien im Schnee, wir anderthalb Tage nicht an ihn heran. Er hat gesungen und gesungen und geflucht, und auch die Internationale. »Bub, ich bin anpaperlt«, sagt Bobby. »Nicht die Faschisten, nicht der Kwikwi, ich hole ihn.« Im Kugelhagel bringt er ihn buckelkraxen. Dem Ferdl seine Beine sind blau und verloren. Der Radrennfahrer sitzt ohne Beine bis heute im Sessel, und nicht einmal Bobby brachte ihn zum Lachen in seiner Gemeindegewohnung. Wenn ich mit Bobby in den Reumannhof mitkam, musste ich mitsaufen, Fotos anschauen von seinen Rennen. Wieso Brauneis, mir fällt ständig der Ferdl ein, wo ich mich doch von Bobby verabschiede.

»Du denkst an den Ferdl«, flüsterte Rosa.

»Das stimmt.«

Sie standen auf und gingen. Vorm Eingang blieben die Menschen noch in Gruppen. Edmund und Rosa gingen grüßend um sie herum und zum Einundsiebzigsten.

»Karel ist nicht gekommen«, murmelte Fraul, während sie auf die Tramway warteten.

»Er kommt doch nie«, sagte Rosa. Fraul hob die Schultern und ließ sie fallen. Bis vor kurzem war Bobby Heller für Fraul junior immer der Onkel Bobby gewesen.

»Onkel Bobby«, schnaubte Edmund.

»Ach, lass ihn«, sagte sie. Die Straßenbahn kam.

4.

Einst war alles anders. Einst begannen Wälder zu gehen, Hundstruppen reinigten den Erdboden von stinkenden Kriegerinnen. Zwerge verbargen sich hinter Mauervorsprüngen der Burgen, Elfen oder Hexen badeten mondbegläntzt

im Weiher. Fanfarenstöße tagsüber, Liebestränke in der Dämmerung, der Dolch in der Nacht.

Eine ehrgeizige Frau, einst, und ihr Kind als Ehemann verkleidet. Was für eine Lust, jemanden von den Füßen zu holen, ihn auf den Rücken zu werfen, ins Leichentuch zu wickeln. Was für eine Wichtigkeit, jemandem Botschaften abzulauschen. Mitten im Geraune, unterm Flügelschlag der Raben, von der Eule beobachtet, der Strahlhans mit nerviger Rechten, verborgener Linken, schnellen Fußes, ein Bote, ein Vollstrecker, eine Leiche.

Karl Fraul wälzte sich in seinem Gedankenmorast. Wieder und wieder kamen Wortreihen und flackernde Bilder aus der Tiefe des Schlafes, durch den der Rausch strömte. Auf fuhr er, um wiederum hinunterzuplumpsen, während es um ihn mit der Nacht zu Ende ging, der erste Linienbus fuhr bereits die Margaretenstraße hinauf.

Als ich mittags zu Karl kam, saß er auf dem Bett, schweißspiegelnd sein Gesicht. Ich begann, Fenster zu öffnen, Flaschen wegzuräumen, Aschenbecher auszuleeren, Badewasser einzulassen. Die Wohnung roch nach Wirtshaus, am liebsten hätte ich zu wischen und zu saugen begonnen, doch dann wird er unleidlich, und ich wollte noch mit ihm spazieren gehen, was frühstücken und sonst Zeit mit ihm verbringen. Wiewohl ich spürte, wie verstimmt ich war, ging ich zu ihm hin, drückte ihn an seinen Schultern aufs Bett, zog ihm lächelnd die Jeans aus, in denen er geschlafen hatte, die Unterhose gleich mit, zerrte ihn dann hoch, klatschte ihm auf den Hintern und schubste ihn Richtung Badewanne. Während er dorthin taumelte, zog er sich noch das Leiberl über den Kopf, schmiss es ins Eck, von wo ich es aufklaubte und zur Schmutzwäsche tat.

»Zu heiß«, schrie er aus der Wanne, »verdammst noch mal, Margit.«